

Matthias Reichelt

Interview mit Peter O. Chotjewitz, geführt per E-Mail im Juni 2004, unveröffentlicht.

Peter O. Chotjewitz hat Hörspiele geschrieben, als Publizist gearbeitet und sich vor allem mit seinen Romanen einen Namen gemacht. Langjährige Aufenthalte sowie ein Stipendium in der Villa Massimo in Rom haben Chotjewitz zu einem Kenner der italienischen Kultur gemacht, was sich u.a. in Büchern über die Mafia und die Briganten niedergeschlagen hat. Im letzten Jahr erschien sein fulminanter Roman über Niccolò Machiavelli. Als Übersetzer hat er etliche Stücke von Dario Fo, Lina Werthmüller u.a. eingedeutscht – ferner Romane von Leonardo Sciascia, Nanni Balestrini, Giuseppe Fava. Am 14. Juni wurde er 70. Aus diesem Anlass hat Matthias Reichelt für die junge Welt ein Interview mit dem Multitalent geführt. Chotjewitz lebt seit vielen Jahren in Stuttgart und arbeitet zur Zeit an einem Roman über Leonardo da Vinci, der im Herbst im Europa Verlag erscheinen wird.

Wo sind Sie in Schöneberg eigentlich aufgewachsen?

Ich quälte meine arme Mutter in einer Klinik in der Karl-Schrader-Straße, weil ich nicht rauswollte. Ich brauchte immer schon ein bisschen länger. Mein Vater kaufte Blumen, eilte nach Hause, zog sich um, und als er wieder runter kam, rasten gerade zwei Biergäule durch die Hohenstaufenstraße. Mein Vater rannte also nicht gleich ins Krankenhaus, sondern sprang auf den Bock und brachte die Gäule noch vor der Martin-Luther-Straße zum Halten, wo immer viel Verkehr war. Als er mit zerrissenem Anzug in die Klinik kam, frühstückte meine Mutter gerade und wollte ihm nichts abgeben, weil ihr zum ersten Mal seit neun Monaten nicht schlecht wurde vom Essen. Wir wohnten dann in der Hohenstaufenstraße bis wir im Oktober 1943 ausgebombt wurden und bis die Schule in der Pallasstraße ziemlich was abkriegte, ging ich dort zur Schule. Manchmal nahm Vater mich mit in die Kneipe Ecke Goltzstraße und zum Einkaufen gingen wir auf den Winterfeldplatz. Mein Vater hatte sich schon 1932, als er arbeitslos wurde, selbständig gemacht und eine kleine Werkstatt in einem Souterrain in der Luitpoldstraße, wo ich ihn oft besuchte. Dann durften nur noch Meister selbständig arbeiten. Dazu brauchte man einen sogenannten arischen Nachweis, und weil Vatta den nicht beibringen konnte, ging er wieder malochen. Noch später kriegte er einen gefälschten, mit dem er sogar Meister werden konnte, was aber nicht viel brachte, da er schon im Frühjahr 1939 Soldat wurde. Er hatte in Kalisz beim Mazzenbäcker das Backen gelernt und war bald Hauptfeldwebel in einer Backkompanie. Meine Mutter ließ sich katholisch taufen, was in der Kirche am Winterfeldplatz erfolgte und mich gleich mit, was für einen Ehekrach sorgte, denn mein Vater war natürlich dagegen, denn er war bis 1933 in der KP gewesen.

In der Hohenstaufenstraße 9 war es eigentlich ganz schön, nur dass wir uns immer in Acht nehmen mussten vor dem Blockwart, der ausgerechnet in unserem Haus wohnte, und auf unserem Stockwerk rumschnüffelte und als die jüdische Familie auf unserer Etage 1938 wegzog, kam er sogar an und meinte, er müsste eine Hausdurchsuchung machen, ob die Leute bei uns irgendwelche Sachen gelassen hätten. Er fand dann auch einiges, an einen Schabbesleuchter entsinne ich mich. Er wurde manchmal benutzt, aber nicht aus religiösen Gründen, sondern um es ein bisschen nett zu haben. Sonst stand er nur rum und diente als Staubfänger.

Meine Eltern waren beide gläubige Atheisten hatten im Schlafzimmer aber eine Madonna von Filippino Lippi, die ebenfalls von den Nachbarn stammte, aber das erfuhr ich erst nach Kriegsende.

Meine Mutter fand alle Religionen lächerlich und mein Vater hasste sie.

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man alle Geistlichen aufgehängt und alle Tempel säkularisiert.

Der Blockwart meckerte ein bisschen und nahm den Schabbesleuchter mit und meine Eltern behaupteten, dass sie nicht gewusst hätten, dass es verboten sei, von Juden Geschenke anzunehmen.

Sie wurden dann aber noch vorsichtiger, mein Vater ging sogar jedes Jahr ein paar hundert Meter mit, wenn der Blockwart brüllte: „Raus zum ersten Mai!“ und alles zum Tempelhofer Feld latschte. Vatern war meistens nach einer halben Stunde wieder da und wir fuhren an den Wannsee.

Die Hohenstaufenstraße war ziemlich ruhig, nur manchmal im Sommer grölten die SA-Männer, die schräg gegenüber ein Sturmlokal hatten und dann konnten wir den Balkon nicht benutzen.

Als meine Mutter Ende 1938 wieder schwanger wurde, musste ich in den katholischen Kindergarten am Winterfeldplatz, den es glaube ich heute noch gibt. Wir wurden betreut von Nonnen und ständig mussten wir in die Kirche gegenüber, die Sie ja auch kennen werden. Es war entsetzlich. Irgendwo da um die Ecke war übrigens auch der Verlag, der die SS-Zeitschriften vertrieb, aber wahrscheinlich war da nur eine Zweigstelle. Ich besuchte meine Mutter oft. Sie war da Sekretärin und da sie eine tüchtige, resolute Frau war, genoss sie ein gewisses Ansehen, obwohl sie natürlich weder in der Partei noch sonst einer Nazi-Organisation war.

Sie kam eines Tages, kurz vor Ausbruch des Krieges, und meinte, sie könnte da eine Stelle als Buchhalterin kriegen. Mein Vater kriegte wieder einen Wutanfall, aber dann sah er ein, dass die Idee nicht schlecht war. Jedes Mal wenn meine Mutter es mit einem Nazi oder Bürokraten zu tun hatte, protzte sie damit und bekam meistens, was sie wollte. Ich kriegte nur mit, dass meine Eltern sich manchmal krachten.

Viele dieser Geschichten erzählten mir meine Eltern, als ich sie vor ihrem Ableben noch mal ausführlich interviewte. Es kann also sein, dass die Geschichten nicht so ganz stimmen.

Mit Sicherheit stimmt aber, dass ich im Keller der Hohenstaufenstraße 9 in den Wintern von 1940 bis 1943 ungezählte Nächte verbrachte und manchmal rummste es ganz schön. Einmal stand der ganze Block nebendran nicht mehr, als wir nächsten Morgen rauskamen. Luftmine. Ich wäre lieber im Bett geblieben und zeterte jedes Mal, wenn die Sirenen heulten.

Eines Tages, als wir wieder in die Wohnung kamen, waren aber ein paar Fensterscheiben kaputt und auf meinem Kopfkissen lag ein Granatsplitter. Seitdem zeterte ich weniger, obwohl ich meine Mutter in Verdacht hatte, sie könnte den Eisensplitter auf mein Kissen gelegt haben. Ich besitze ihn noch.

Komisch war nur eins. Als ich später nach Westberlin zog, machte ich stets einen Bogen um die Gegend. Bis heute mach ich den.

Ihrer Kindheitsschilderung entnehme ich, dass beide ihrer Elternteile Juden waren und sich ihre Mutter erfolgreich tarnen konnte. Aber wie ist es ihrem Vater gelungen nicht verhaftet zu werden?

Meine Eltern waren beide keine Juden. Meine Mutter, die schon sehr jung Vollwaise war, hatte zwar einen Vormund, den die Nazis 1935 als Juden einstufte, aber der war katholisch, hatte seine jüdischen Vorfahren längst vergessen und wusste nicht, dass er noch immer Jude war. Die Nazis wussten ja auch nicht, wer ein Jude ist und haben deshalb was von Blut und Rasse geschwafelt und das ist heute noch verbreitet, wenn manche Leute Wörter gebrauchen wie "jüdisches Volk", "Halbjuden" etc. Meine Eltern müssen wohl jüdische Vorfahren gehabt haben, aber sie haben nie darüber gesprochen.

Mein Vater hasste nicht nur alle Religionen. Er hasste Nationen und Uniformen. Wie hätte er die jüdische Religion davon ausnehmen können.

Stammt der Name Chotjewitz aus dem Polnischen und kamen ihre Vorfahren aus Polen?

Der Name Chotjewitz kommt von "Chodko", die Katze. Der war Burggraf in Vilnius, ich glaube im 13. Jahrhundert. Die Chodko-witsche, die Katzensöhne, waren also seine Nachkommen. In der Zeit der Türkenkriege war einer meiner Namensvorfahren Hetmann von Polen-Litauen. Er steht im Internet, Google: Jan Karol Chodkiewicz. Sogar mit Bild.

Ihre Vita ist sehr beeindruckend. Sie haben eine Malerlehre absolviert, das Abitur am Abendgymnasium für Berufstätige nachgemacht, um dann Jura zu studieren, aber als Anwalt haben Sie nur kurz gearbeitet. Warum?

Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, hätte ich ganz normal Abi gemacht. Außer Jura in Frankfurt und München habe ich in Westberlin Publizistik und neue Geschichte am Otto-Suhr-Institut studiert. Als Anwalt habe ich mich nur wegen Andreas Baader betätigt. Von 1974 bis zu seiner Ermordung. Wir waren gute Freunde. So 1983 oder 1984 hat mir die Justiz die Zulassung entzogen. Es hat mir nichts ausgemacht. Die Juristerei ist so unerheblich wie das Regelwerk für Fußballspieler und die richtige Rechtschreibung. Das wusste schon Montesquieu.

Wieso haben Sie kein Stamm-Verlagshaus, so wie Grass von Steidl verlegt wird und Böll immer bei K&W war? Warum hat Wagenbach Sie nicht an seinen Verlag gebunden?

Grass war nicht immer bei Steidl und Böll nicht immer bei K&W. Warum ich ständig den Verlag wechseln muss, habe ich auch nie begriffen. Natürlich gab es immer einen guten Grund. Wagenbach hat mich regelrecht rausgeschmissen.

Wieso?

Ich hatte ein historische Erzählung ("Die Briganten") und zwei Übersetzungen für ihn gemacht und als ich - schätze 1977 - auf der Buchmesse seine Frau Katja traf, drehte diese sich abrupt um. Ursache war wohl ein Briefwechsel. Ich hatte Wagenbach aufgefordert, Brückners Buch über Ulrike Meinhof nicht zu verlegen oder vom Markt zu nehmen, was meinerseits pure Rhetorik war, denn ich besaß keine Mittel, die Forderung durchzusetzen. Welche Passagen in Brückners Buch mich so erschüttert hatten, habe ich vergessen. Wir fanden halt, Brückner werde Meinhof nicht gerecht. Natürlich kann so was nur mir passieren. Mittelklasse-Autoren wie ich werden ständig gemobbt von den Großkopfeten des Betriebs, und wenn der kleine Chotjewitz mal etwas zu dick aufträgt, ist er eben unten durch.

Im Verbrecher Verlag ist vor kurzem Ihre Erzählung „Urlaub auf dem Land“ erschienen, die bislang unveröffentlicht war. Besonders die Milieuschilderungen sind sehr gelungen. Sie erzählen die Handlung dieser Polit-Medien-Kriminalgeschichte sehr stilsicher aus einer weiblichen Perspektive. Was hat Sie daran gereizt?

Danke für die Blumen. Die Novelle war eine Fingerübung im November/Dezember 1989, als ich noch mal in dem Kaff war, um mich scheiden zu lassen. Damals wurden Kriminalfälle fast ausschließlich von Männern besorgt. Außerdem ist Vivi nicht von der Polizei, sondern deren Gegner. Sie ist Journalistin, Alkoholikerin, fickt rum, mosert die Leute an, streitet sich mit den Kerlen an der Theke. Im Fernsehen werden heute Morde wegen der Frauenquote von Bullinnen gelöst. So lange sie sich mit den Kerlen vertragen, interessiert mich das nicht.

In Ihren Romanen ist das Politische immer vorhanden. Aspekte wie Macht und Ohnmacht, Intrigen, Ränke, Klassenzugehörigkeit sowie Kritik am Kleinbürgertum haben Sie anscheinend immer interessiert?

Ja, aber es gibt noch viele andere Themen in meinen Büchern. Ich hoffe, das merkt man.

Ihr Roman „Der dreißigjährige Friede“ (1977 im Claasen Verlag erschienen und vergriffen) enthält ein Sozio- und Psychogramm des Kleinbürgertums und übt Kritik an der sozialpartnerschaftlichen Politik von SPD und Gewerkschaften einerseits sowie einer männlich

dominanten und unterdrückenden Sexualität andererseits. Die Befreiung der Sexualität von Verklemmung und biederem Muff der postfaschistischen Adenauerjahre scheint ihnen ein Anliegen gewesen zu sein?

Ja, mein Vater war auch so ein Sexmuffel. Ich habe darunter gelitten. Er hat mir alles verboten: Onanieren, Ficken mit Mädchen und Jungen. Auch die Ehe meiner Eltern ist dran gescheitert. Meine Mutter war kleinbürgerlicher, aber libertär. Ich habe meine Sehnsucht in die Texte verlagert. Mein Bruder hat sie verdrängt. Im übrigen sind sexuelle Verklemmtheit und biederer Muff keine Spezialität der Adenauerzeit. Da hat sich nichts geändert. Nur die Erscheinungsformen sind heute anders.

Soweit ich mich erinnere gibt es ein Buch mit vielen Nacktaufnahmen von Ihnen, fotografiert von Gunter Rambow und erschienen im März-Verlag. Für die Olympiapress von Jörg Schröder sollen sie ja auch mal einen Porno, „Der Film des Conte La Malfa“, unter dem Pseudonym Alessandro Peroni geschrieben haben?

Das Buch mit Rambow wurde in Rom und Olevano Romano fotografiert. „Der Film des Conte La Malfa“ - das Buch vergessen wir mal lieber. Beschissen. Steht auch nicht in meiner Bibliografie.

Von Ihnen wurde auch der Roman der FIAT-Kämpfe von Nanni Balestrini übersetzt, der gerade wieder entdeckt wird, wie kürzlich einer Ausgabe von analyse & kritik zu entnehmen war („Wir wollen alles“).

Der Roman erschien 1972 bei Trikont, was schon was über die politische Richtung aussagt. Die deutschen Verlage, die sich als Sachwalter der italienischen Literatur aufspielen, haben Balestrini nicht gemocht. Er hat auch über die „Autonomen“ geschrieben, über den Tod Feltrinellis, über Hooligans. Er beschäftigt sich also mit der Gewalt in der politischen Auseinandersetzung. Man sollte ihn nicht einer Sekte zuordnen. Damals war er bei „Potere Operaio“. Ende der siebziger Jahre musste er untertauchen. Wir sind eine Generation mit ähnlichen Erfahrungen. Er ist mein Freund seit 1967 und wir stehen uns auch politisch und literarisch nahe. Manchmal besuchen wir uns gegenseitig.

Woher kam ihre Liebe zu Italien? Seit dem Aufenthalt in der Villa Massimo Ende der sechziger Jahre oder bestand die bereits früher?

Klassische Bildung, Lateiner, Griechen, Interesse für Geschichte und Kunst. Erste Reise mit dem Fahrrad nach Florenz 1952. Ab 1957 zwei Sommer lang in Italien. Ab 1967 sechs Jahre in Rom. 1984/85 in Florenz. 1990/91 wieder in Rom. Dazwischen und danach manchmal wochenlang. Ich kenne Italien etwa so gut wie Deutschland. Die alte Liebe der Polen für den Süden. Kennen Sie Warschau?

Nach ihrem Roman über den letzten Brief des Niccolo Machiavelli, das im letzten Jahr im Europa Verlag erschienen ist, arbeiten Sie zur Zeit an einem Buch über Leonardo da Vinci. Können Sie etwas darüber sagen?

Ich hoffe, ich kriege es rechtzeitig zum Herbst fertig. Viel Stoff, Aufbauprobleme. Ich arbeite auf diversen sprachlichen Ebenen und wechsle ständig das Format. Poetologisch geht es um den Nachweis, dass Wörter wie „postmodern“, „postpostmodern“ trivial sind. Es geht immer noch gegen den Versuch, verbindliche ästhetische Normen zu konstituieren. Wir müssen alle Diskurse, Handlungen, Plots und Täuschungswörter wie Spannung, Unterhaltung auf den Müll schmeißen. Die Literatur ist kein Zeitvertreib. Wer sich langweilt soll in den Zoo gehen oder Fernsehen. Man sollte das Lesen verbieten. Wer lesen will, braucht eine Genehmigung. Statt Fahrschulen würde ich Literatur-Lese-Schulen einführen. Mit Abschlussprüfung und Reifezeugnis.